

Von Haus zu Haus

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **111 (1985)**

Heft 50

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Eines Freundes Freund zu sein

Jedes Jahr erhalte ich zum Geburtstag meiner verstorbenen Mutter einen Brief ihrer alten Jugendfreundin. Sie erinnere sich mit Wehmut und Dankbarkeit der schönen gemeinsamen Zeit, schreibt sie und erzählt dann meist eine kleine Episode daraus,

Von Ingeborg Rotach

schickt auch einmal einen Brief oder eine Photographie aus längst vergangenen Mädchentagen.

Solch unverbrüchlich treue Freundschaft, scheint mir, ist aus der Mode gekommen wie vieles andere auch; wie Erröten und In-Ohnmacht-fallen, wie Schäkern und Schwärmen und Briefe

schreiben. Zwar hat man auch heute noch Freunde, ja, es ist geradezu ein Statussymbol, möglichst viele zu haben. Aber das Wort erscheint nur noch in der Mehrzahl. Freunde kommen zu Besuch, man trifft sich mit ihnen; man feiert, segelt, arbeitet, man reist oder wohnt mit ihnen. Es sind gute Kumpel, nette Kollegen, lustige Copains, Kameraden, Parteigenossen, Logenbrüder, Rotarier. Manchmal ziehen sie unversehens fort und senden nur noch gelegentlich am Neujahr eine Karte aus Amerika, aus Japan oder aus Romanshorn. Ihr Verschwinden fällt auch nicht weiter auf, eigentlich erst dann,

wenn man einen Tennispartner nötig hat oder einen Skatbruder.

Mit Freundschaft haben diese flüchtigen Weggenossen wenig zu tun; sie mögen zwar das Leben bereichern, es spannend und interessant machen, aber es sind im allgemeinen Schönwetterbeziehungen, für die guten Tage, die glücklichen Stunden gedacht. An wen wendet man sich aber in dunkler Zeit; wem kann man sich anvertrauen in der Gewissheit, dass das Gesagte mit Verständnis und mit Verschwiegenheit angehört wird? Bei wem findet man Stütze und Trost in Augenblicken tiefster Niedergeschlagenheit? Von wem erträgt man eine ehrliche, wohlgemeinte Kritik oder sogar eine Zurechtweisung? Doch nur von jemandem, dessen Zuneigung man ganz sicher sein kann.

Während Jahrhunderten war Freundschaft Thema vieler Märchen, Gedichte und Geschichten.

Heute ist sie kein Thema mehr. Heute trägt man seine Probleme lieber zum Psychologen, zum Psychiater oder in eine Selbsterfahrungsgruppe; man weint seinen Kummer ins Telefon, in eine dargebotene Hand.

Die Stelle des guten Freundes ist durch Institutionen ersetzt worden, die man bezahlt und denen man darum auch nichts schuldig ist. So sehr scheint man der Freundschaft zu misstrauen! Möglicherweise hat man ihr im Laufe der Zeit zuviel zugemutet, ihr zuviel aufgeladen; vielleicht aber, und das ist ein frevlerischer Gedanke, vielleicht hat es Freundschaft in dieser idealen Form gar nie gegeben, und sie wäre nur eine uralte menschliche Sehnsucht nach bedingungsloser, treuer Zuwendung, eine Illusion also, die zu entlarven unserer nüchternen Zeit vorbehalten geblieben wäre.

Humus

Vorausschicken möchte ich, dass ich politisch nicht sehr engagiert bin und dass es zum folgenden Thema deshalb bestimmt kompetentere Leute geben würde. Aber ich nehme meine Bürgerpflichten nicht auf die leichte Schulter, versuche, mir vor Abstimmungen und Wahlen ein eigenes Bild zu machen, die publizierten und geäusserten Meinungen realistisch zu beurteilen. Es geht mir denn auch nicht eigentlich um die politische, sondern um die menschliche Seite unserer letzten Gemeindeversammlung.

Kommunale Nutzungsplanung. Die Beteiligung war grösser, als ich erwartet hatte. Kleiner, als es wünschenswert wäre; schliesslich müssen wir alle mit dem Resultat leben. Trotz vieler technischer Ausdrücke wurde der Abend interessant, bei heftig umstrittenen Punkten sogar spannend. Ein Marathon von fünf Stunden, nicht nur für die Köpfe, sondern auch für die Gesässmuskeln und Kehlen. Schliesslich sassen wir alle, der Gemeinderat ausgenommen, auf dem trockenen ...

Irgendwann stellte eine Dame den Antrag, einen «Kompostierartikel» in die Bauordnung aufzunehmen. Sie hatte von einem Fall gehört, wo Mieter eines Mehrfamilienhauses kompostieren wollten und die Erlaubnis von



Igor Kopelnitskiy

den Behörden nicht bekamen, weil so etwas in der Bauordnung nicht vorgesehen sei. Der Antrag forderte, dass bei einer verbleibenden Grünfläche von 1000 m² oder mehr die Möglichkeit zu schaffen sei, 12 m² fürs Kompostieren zu nutzen. Interessant waren die Reaktionen: Zuerst hatten offenbar viele Anwesende verstanden, man müsse dann kompostieren (was ich in Anbetracht der Abfallberge und zu düngenden Rabatten um Mehrfamilienhäuser herum gar nicht so abwegig fände). Wer sich dann um die Komposthaufen kümmern solle? Das funktioniere doch nie! Und überhaupt, das sei doch auch so ein neumodischer «Furz». – Entschuldigung.

So weit ich zurückdenken kann: Meine Grossmutter hatte schon vor Jahrzehnten in einer Ecke ihres Gartens einen Komposthaufen, und das Sammeln und Hinaustragen von Küchenabfällen, Haaren, des Staubsaugerinhalt erfüllte uns Enkelinnen und Enkel mit Stolz, denn wir wussten, dass in jener Ecke etwas ganz Besonderes passierte. Dass dort jene gute Erde entstand, welche uns dicke Rüebli, gluschtige Beeren, knackige Salate bescherte. Von den farbigen Blumensträssen ganz zu schweigen. Meine Grossmutter war auf dem Land aufgewachsen und hatte als Witwe mit drei Kindern das Geldeinteilen gelernt. Wozu sollte sie Dünger kaufen, wenn durch

die Wiederverwertung von Abfall ebensoviel erreicht werden konnte? Nicht einmal Kompostierhilfen kaufte sie: Sie schichtete einfach ab und zu eine Lage normale Gartenerde auf den Haufen oder schickte uns zum Schreiner, Hobelspäne zu holen, die wir dann auf dem Kompost verteilten. Trotz dieser einfachen Methode störte der säuberlich durch einen Bretterverschlag und Hecken auf der Strassenseite gestützte beziehungsweise geschützte Haufen nicht, und er stank auch nicht!

Der Antrag, das Kompostieren in unserer Gemeinde hochoffiziell zu erlauben und einen entsprechenden Artikel in die Bauordnung aufzunehmen, wurde angenommen. Und im lokalen Mitteilungsblatt als kleine Sensation gewertet.

Trotzdem frage ich mich: Sind Menschen überhaupt demokratiefähig? Weshalb fällt es so schwer, die Meinung von Mitbürgern, ohne sie zu belächeln, anzuhören? Über das Gesagte nachzudenken, es vielleicht sogar zu akzeptieren? Oder die Antragsteller in ihren Bemühungen zu unterstützen? Entsteht nicht aus dieser Schwierigkeit heraus das Gefühl, «die da oben machen ja doch, was sie wollen»? Haben deshalb so viele Leute Mühe, sich mit angenommenen Gesetzesvorlagen abzufinden, weil sie ein Nein in die Urne geworfen oder Stimmenthaltung geübt haben – in der Hoffnung, der und jener Antrag werde sowieso verworfen? Es wäre zwar langweilig, wenn alle Vorlagen unumstritten zur Abstimmung kämen, das würde die Gleichschaltung der Gehirne voraussetzen und eines unserer Bürgerrechte entwerten; Abstimmungen wären dann eine Farce. Aber im Kleinen wie im Grossen müssen wir, die wir das Recht haben, zu stimmen und zu wählen, am gleichen Strick ziehen und die Mehrheitsentscheide respektieren lernen. Wenn wir das nicht können, verliert die Demokratie ihren Sinn.

Susi Hitz

Alpträum

Einkauf in einem bekannten Berner Warenhaus. Hektik rund um die Kasse. Augenaufschlag der Kassierin. Geld vorstrecken, Kleingeld einstecken, Plastiktüte unter den Arm klemmen, so schnell wie möglich, der mörderischen Hitze entfliehend, dem Ausgang zustreben.

Aber oha lätz! Hässliches Alarmpiepsen unter der Türe. Sekundenschneller Rundblick – keine Menschenseele hinter, vor oder neben mir. Der Übeltäter kann also nur ich sein. Vor der Türe eine auf den nächsten Bus wartende Menschentraube. Da und dort erstaunte Augen. Eskortiert von einer blitzschnell reagierenden Verkäuferin zurück zur Kasse, Boss bereits anwesend, heftiges Erschrecken der Kassierin, die mich als Kundin wiedererkennt, die bezahlt hat. Griff in den Plastiksack, Ans-Licht-Beförderer der eben bezahlten Hose, die aber leider immer noch mit dem teuflischen Alarmbröscheli versehen ist. Grosse Worte der Entschuldigung. Bedauern hier und dort, aber eben.

Als etwa 35 Kilometer ausserhalb der Stadt wohnende Kundin laufe ich kaum Gefahr, von jemandem in der Menschentraube ausserhalb des Geschäftes erkannt worden zu sein. Aber die entsetzliche Vorstellung, dass sich das gleiche Schauspiel im eigenen Dorf ereignet, unter lauter bekannten Gesichtern... Der Alptraum wird bleiben.

H. Käser

Ärger mit den SBB

Alle machen es gleich – die Grossverteiler, aber auch unsere staatlichen Betriebe nicht ausgenommen: Gibt es eine Verbilligung, ein Spezialangebot, irgendeinen Vorteil für die Kunden, wird dies gross veröffentlicht. Man könnte glauben, es gäbe nichts als Preisabschläge und Billigangebote. Wenn aber etwas aufschlägt, wird dies sehr diskret behandelt und nach Möglichkeit verschwiegen.

Kürzlich reiste ich per SBB in die Ferien. Wie üblich brachte ich mein Gepäck mit dem Auto zum Bahnhof, stellte es für eine halbe Stunde ein – die Zeit, die ich brauche, um mit dem Wagen nach Hause und von dort zu Fuss zum Bahnhof zu gelangen, um mein Gepäck einzulösen.

Bisher hatte ich pro Gepäckstück immer einen Franken bezahlt. Sang- und klanglos hat aber das Einstellen um ganze 100 Prozent aufgeschlagen, kostet jetzt also zwei Franken.

Auch die Passagiergutbeförderung meiner Ski und des Gepäcks hat in den letzten Jahren kräftig

aufgeschlagen. Wenn ich zusammenrechne, was ich für mein Gepäck berappen muss, bis es im Hotel ist, überlege ich mir wirklich, ob ich in Zukunft nicht lieber mit dem Auto in die Ferien fahre. Umweltschutz hin oder her: die Tarifpolitik unserer Bahnen treibt einen dazu.

Was nützen uns schönere Bahnhöfe, mehr Komfort in den Wagen, wenn wir allein fürs Gepäck so viel bezahlen müssen? Im Auto kann ich mühelos weit mehr verstauen, kann direkt vors Hotel fahren, brauche keinen Gepäckträger (den es kaum mehr gibt) und umgehe so die ständigen Mehrkosten für Bahnreisende.

Hedy Gerber-Schwarz

Ein guter Christ flucht nicht

Im Aufgabenhort wird gearbeitet. Die vier Türkenkinder rechnen, die beiden Spanier schreiben einen Aufsatz, und das zierliche Vietnamesenmädchen muss die Zweierreihe auswendig lernen. Das geht schon ganz leidlich. Nur sagt die Kleine für vierzehn, sechzehn, achtzehn – vierzig, sechzig, achtzig. Fleissig und ehrgeizig, wie sie ist, nimmt sie jedoch auch diese letzte Hürde wie im Spiel.

Zu meiner Rechten sitzt Cristina (nomen est omen), die Portugiesin, eine Drittklässlerin. Sie schreibt auf ein weisses Blatt mit Linien:

Ein guter Christ flucht nicht.

Ein guter Christ flucht nicht.

Sie schreibt's und schreibt's, feil säuberlich eine Reihe unter die andere.

«Strafaufgaben»? frage ich. Sie nickt.

«Was hast du denn geflucht?» möchte ich wissen.

Sie zwinkert mir zu, lächelt verschmitzt und legt den Finger auf die Lippen. Also insistiere ich nicht.

Beim Adieusagen setze ich mich zu ihr auf die Bank, helfe ihr beim Einpacken, frage sie nochmals.

Da fährt es plötzlich aus ihr heraus, rückhaltlos, bedenkenlos: «Goffldegg!»

Das tönt so komisch, dass wir beide laut lachen müssen. (Zum Glück hat es die Religionslehrerin nicht gehört!)

«Was heisst denn das?» frage ich. Cristina zuckt die Achseln:

«Weiss ich doch nicht. Weisst du es?»

Aber ich weiss es auch nicht.

Ein guter Christ flucht nicht. Nein. Das macht sich nicht gut. Doch ohne weiteres gibt er einem kleinen, wehrlosen Gastarbeiterkind zusätzliche, sinnlose Strafaufgaben, einem Gastarbeiterkind, das die grösste Mühe hat – und sich die grösste Mühe gibt –, sich in unser Schulsystem zu integrieren. Cristina muss am gleichen Tag ein Diktat ins reine schreiben, in dem sie 56 Schreibfehler gemacht hat, oft zwei bis drei im selben Wort.

Hätte die Religionslehrerin dem Kind doch den «Fluch» auseinandergenommen, das heisst erklärt! Es hätte ihn wohl viel eher nicht mehr gedankenlos angewendet. Ich hätte nicht gedacht, dass diese veraltete, demütigende Strafmethodik immer noch angewendet wird.

In welchem Zeitalter leben wir eigentlich? Goffldegg!

Suzanne Geiger

Katz und Maus

Ab 1986 sind die Ordnungsbussen höher, meldete eine Wochenzeitung. «Lässt sich Verkehrsdisziplin kaufen?» lautete der nicht eindeutig zu beantwortende Titel. – Zwar beteuern alle gefragten Polizisten, sämtliche Dienststellen, dass ihnen weniger Geld, dafür disziplinierteres Verkehrsverhalten lieber wäre. Der Ordnungsbussenaufschlag sei lediglich dazu gedacht, bestehenden Gesetzen beim Erwischten (hoffentlich) kräftiger Nachachtung zu verschaffen. – Ob dies gelingt? Ich wage es zu bezweifeln! Anstatt dass nun eine neue kantonale Finanzquelle erschlossen und der Verkehrsteilnehmer einmal mehr kräftig zur Kasse gebeten wird, dürfte das Katz-und-Maus-Spiel in eine spannendere Phase treten. Der Einsatz ist erhöht: Wer gewinnt jetzt? Sollte sich der Verkehrssünder tatsächlich fangen lassen, dürfte er die Zeche mit Gleichmut bezahlen. Dies ist nun sein Risiko geworden, mehr nicht. Das nächste Mal wird er gewiss mehr Umsicht walten lassen. Kaum, dass er nun Gesetze und Verordnungen achtet und respektiert – dermassen heilsam sind die grösseren Beträge auch wieder nicht –, aber er wird seine Sinne schärfen, damit der vergnügliche Kampf künftig zu seinen Gunsten ausgeht.

Hanni Gerhard